

Objektyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerzeitung**

Band (Jahr): **32 (1887)**

Heft 11

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schweizerische Lehrerzeitung.

Organ des schweizerischen Lehrervereins.

Nr. 11.

Erscheint jeden Samstag.

12. März

Abonnementspreis: jährlich 5 Fr., halbjährlich 2 Fr. 60 Rp., franko durch die ganze Schweiz. — Insertionsgebühr: die gespaltene Petitzeile 15 Rp. (15 Pfenninge). — Einsendungen für die Redaktion sind an Herrn Seminardirektor Dr. Wettstein in Küsnacht (Zürich) oder an Herrn Professor Riegler in Bern, Anzeigen an J. Hubers Buchdruckerei in Frauenfeld zu adressiren.

Inhalt: Rekrutenprüfungen in Belgien. — Reform und Ausbau der Volksschule. IV. (Schluss.) — Der Leseunterricht in der Volksschule. — Aus amtlichen Mitteilungen. — Allerlei. — Literarisches. —

Rekrutenprüfungen in Belgien.

Von der Jury der Weltausstellung in Paris im Jahr 1878 wurde Belgien in die gleiche Linie gestellt mit Frankreich, Japan und der Stadt Paris, indem jeder dieser Aussteller für seine Schulausstellung den „grand prix“ erhielt. Von Japan wollen wir nicht reden, die kaukasische Rasse musste diesem Mongolenstaat für seine auffallenden Anstrengungen auf dem Gebiete des Unterrichtswesens eine Anerkennung aussprechen; von Frankreich weiss man, dass es erst nach dem Ausstellungsjahr sein verlottertes Volksschulwesen auf eine höhere Stufe zu heben gesucht hat, und dass es damit anerkannt hat, dass es damals die von der internationalen Jury ihm zuerkannte Auszeichnung noch nicht verdient hatte; in bezug auf Belgien täuschte man sich, weil es sich besonders gut auf die „Repräsentation“ versteht und weil es lange Zeit hindurch „liberal“ regiert worden war und weil gerade damals ein Mann an die Spitze des belgischen Unterrichtswesens gestellt worden war, der nach seinen bisherigen Leistungen im Unterrichtswesen offenbar von den besten Absichten beseelt war. Zwar erregte das Vorwiegen der sogenannten freien, der von geistlichen Bruderschaften geleiteten Schulen und Seminarien allerdings bei einzelnen Mitgliedern der Jury ernste Bedenken, weil sie wussten, dass man mit Schülerarbeiten, die auf ihre Richtigkeit nicht kontrollirt werden können, dem Ausstellungspublikum Sand in die Augen streuen kann, sobald man sich kein Gewissen daraus macht, sie mit Chic und der nötigen Ungenirtheit auszuwählen und zusammenzustellen. Dann waren die Herren „Frères des écoles chrétiennes“ so zuvorkommend und so liebenswürdig, so merkwürdig tolerant gegen die weltlichen Anstalten!

Die folgenden Jahre haben dieses Misstrauen vollaus gerechtfertigt. Nicht bloss hat ein Minister im Parlament für seine Belgier „die Freiheit der Unwissenheit“ postu-

lirt, nicht bloss sind die weltlichen Schulen zu Hunderten geschlossen und ihre Lehrer auf die Gasse gestellt worden, die seither im militärischen Interesse eingeführten Rekrutenprüfungen haben zur Evidenz bewiesen, dass bis zum Jahre 1878 der Volksschulunterricht die armseligsten Früchte gezeitigt hat¹.

Die belgischen Rekrutenprüfungen sind wesentlich verschieden von den schweizerischen. Sie finden für alle Rekruten eines Jahrgangs am nämlichen Tage statt, sind durchaus schriftlich und dauern höchstens 3 Stunden. Diejenigen, die nicht schreiben können, werden nicht geprüft. Es hat sich nun herausgestellt, dass im Jahr 1885 20% der Rekruten nicht schreiben konnten, dass nur 4% derselben überhaupt keine Schule besucht hatten, dass mithin 16% alles verschwitzt hatten, was sie in der Schule gelernt, selbst das Schreiben ihres Namens.

Jeder Examinand erhält ein Blatt Papier, auf welches 27 Fragen gedruckt sind, die ohne weitere Anleitung schriftlich beantwortet werden müssen. 7 Fragen beziehen sich auf den Namen des Rekruten, den Namen seiner Mutter, den Beruf, den Heimatsort und den Wohnort. Die Rechnungsaufgaben beziehen sich nur auf ganze Zahlen. 35% der Geprüften (also derjenigen, die schreiben konnten) waren nicht im stande, folgende Aufgabe zu lösen: Ein Krämer kauft 35 Säcke Kartoffeln à Fr. 9. 75; wie viel hat er zu bezahlen? Und die zweite Aufgabe: Was gewinnt dieser Krämer am Sack, wenn er die 35 Säcke für Fr. 426. 25 verkauft? war für 58% der Geprüften zu schwer. 42% konnten folgende Fragen nicht beantworten: Wie viele Meter hat ein Kilometer? Wie viele Gramm finden sich in 2 Kilogramm? 32% wussten nicht, was

¹ Wir entnehmen die nachstehenden Angaben über den Stand der Volksbildung in Belgien einem Artikel von Van Meenen (in Brüssel) im *Annuaire de l'enseignement primaire* von M. Jost, Paris. 1887.

ein Dreieck oder ein Quadrat sei. 49 % wussten nicht, in welchem Lande London gelegen ist, 46 % waren ausserstande, zwei europäische Länder zu nennen. 88 % waren die drei Aggregatzustände des Wassers unbekannt, 73 % das Thermometer. 58 % glaubten, Moses habe nach Christus gelebt, 75 % wussten keinen berühmten Belgier zu nennen, 54 % kannten Noah nicht, 48 % blieben die Antwort auf die Frage schuldig: Wie viele Jahre sind seit Christi Geburt verflossen? Wer hat die Schlacht von Waterloo verloren? Diese Frage fand 57 % unbrauchbare Antworten. Noch grösser ist begreiflich die Unwissenheit über Verfassungs- und Verwaltungsgegenstände.

Nun ist allerdings der allgemeine Militärdienst in Belgien nicht eingeführt, wer das Geld dazu hat, kann sich von demselben loskaufen. Aber wenn man auch diese nicht Geprüften als vollständig wohlunterrichtet einrechnet, so ergibt sich doch, dass von den 13,146 jungen Männern, die im Jahr 1883 das militärpflichtige Alter erreichten und von denen 1468 sich loskauften, nur 14 % genügende Elementarkenntnisse aufwiesen (Kammerverhandlungen vom 15. Mai 1884).

Um diesem bedenklichen Zustand einigermaßen abzuweichen, sind während des Rekrutendienstes Unterrichtskurse für die Analphabeten im Lesen, Schreiben und Rechnen eingerichtet. Sie dauern 8 Monate lang und umfassen 5 Stunden in der Woche (vom 1. September bis zum 30. April). Ein zweiter Kurs, in dem auch Geographie und Gesundheitslehre erscheinen, ist für diejenigen eingerichtet, welche einige Elementarkenntnisse besitzen. Ausserdem bestehen Regimentsschulen, die in einem zweijährigen Kurse von 6 Stunden in der Woche die Aspiranten auf Unteroffiziersstellen unterrichten.

Im gewöhnlichen bürgerlichen Verkehr schadet die Unwissenheit, scheinbar wenigstens, nur ihrem Träger, ja es gibt ja überall, und in Belgien nicht am wenigsten, eine Klasse von kurzsichtigen Arbeitgebern, welche die Unwissenheit der Masse für weniger schädlich, für weniger gefährlich halten als die Bildung derselben. Anders ist es beim Militär, wie es gegenwärtig organisirt ist. Da muss alles klappen, und jeder Fehler des einzelnen wird gleich von der ganzen Truppe empfunden. Jede Ungeschicklichkeit, jede falsche Beobachtung rächt sich am Ganzen oder fällt zum mindesten sofort in die Augen. Und da im Zeitalter des Faustrechtes, in dem wir immer noch leben, der Fortbestand auch des friedliebendsten Gemeinwesens von seiner Fähigkeit abhängt, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, so kommt es zur allgemeinen Überzeugung, dass die Soldaten mit jener Summe von Kenntnissen ausgerüstet sein müssen, ohne welche ein erfolgreiches Operieren im Felde undenkbar ist. So sind wir ja auch in der Schweiz erst durch die kategorische Forderung des Militärwesens zur Kenntnis des Bildungszustandes unserer jungen Leute gelangt und dazu gekommen, einen einheitlichen, durch das ganze Land gleichen Masstab an diesen Bildungszustand zu legen. Hätten wir einen Jahre lang

dauernden ununterbrochenen Militärdienst, so würde man wohl auch damit eine gründliche Nachschule für diejenigen jungen Krieger eingerichtet haben, deren Kenntnisse den Anforderungen des Dienstes nicht entsprechen, und man hätte für den bürgerlichen Unterricht dann zugleich den Vorteil, dass derselbe auf Leute von der wünschbaren Reife und Lebenserfahrung sich richten würde. Niemand wird diese Änderung herbeiwünschen, aber jedermann sollte unter diesen Umständen auch einsehen, dass wir unsere jungen Leute vor dem Alter der Dienstpflichtigkeit besser unterrichten sollten, als es gegenwärtig noch geschieht, sonst könnten wir von unseren Nachbarn überflügelt werden und belgischen Zuständen entgegengehen. Schliesslich können wir ja doch nur durch tüchtigere Ausbildung ersetzen, was uns an physischer Kraft gebricht, in den Künsten des Friedens wie in denen des Krieges.

Reform und Ausbau der Volksschule.

IV.

VI. Den dankbarsten Boden sozialpädagogischer Spekulation bilden gegenwärtig die *gewerblichen und kunstgewerblichen Schulen*. Hebung des Gewerbes, Hebung der Kunst! Welch ein fruchtbares Arbeitsgebiet eröffnet sich hier nicht! In einem Lande von so geringer Ausdehnung, wie sie der Kanton Zürich hat, sollte es einem Manne, der Zeit, Musse und Verständnis hat für das Studium der gewerblichen Bedürfnisse, nicht gar so schwer fallen, nachzuweisen, wo und welche Fachschulen für Gewerbe und Industrie am notwendigsten sind. Wer nach dieser Hinsicht in der Broschüre von Herrn Nationalrat Schächli Vorschläge erwartet, die praktisch greifbar sind, wer darin schon die Projekte von neuen Schulen mit bestimmten Aufgaben vorgezeichnet, nach ihrer Notwendigkeit, Ausführbarkeit, Nutzen etc. beleuchtet sucht, der täuscht sich.

Zunächst fordert Herr Schächli Gründung von *Lehrwerkstätten* für diejenigen Berufsarten, „welche durch die neuen Betriebsformen in ihrer Grundlage verändert worden sind“. Eine Lehrwerkstätte ist nichts anderes als „eine vervollkommnete Werkstatt. Sie ist eine Stätte, wo man Werke schafft (sie), wo es sich um Aneignung von Fertigkeiten, von technischem Geschick, um das Können handelt.“ Die Arbeit herrscht vor, und die Lehre tritt nur ergänzend hinzu. Durch diese unterscheidet sie sich von der blossen Werkstatt. Tüchtige Werkmeister besorgen die praktisch-technische Ausbildung. Eine Vereinigung mehrerer Berufsarten ist eine finanzielle Notwendigkeit; denn für jedes Handwerk Lehrwerkstätten zu gründen, dazu hätte „kein Staat der Welt die nötigen Geldmittel“. Die Dauer der Lehrzeit müsste vier Jahre betragen. Eine solche Lehrwerkstätte bekäme bald Lehrlinge aus allen grösseren Orten der Schweiz. „Mit der Zeit könnte man hoffen, dass sich die Kosten decken würden.“ Das klingt tröstlich, aber wir fragen umsonst nach den Kosten über die Einrichtung eines solchen Institutes. Die Beispiele, die angeführt sind, erwähnen wohl einzelne Anstalten dieser Art, ohne indes ein einziges genauer zu skizzieren. Was von Ungarn gesagt ist, klingt doch mehr problematisch als praktisch ausgeführt. Der erwähnte englische Bericht (II, p. 70 ff.) gibt nach dieser Seite hin reiches Material, das des Studiums wert ist.

Wie die Lehrwerkstätten, so denkt sich Sch. auch die gewerblichen *Fortbildungs- und Fachschulen* als Produkte privater Initiative. Die *Fortbildungsschule* hat ein reiches Programm: Sprache, Korrespondenz, angewandtes Rechnen, Buch-

führung, Formenlehre, Physik, Chemie, Mechanik, Technologie und vor allem Zeichnen. Alles, was praktisch ist; aber tüchtige Lehrer heranzuschulen ist Hauptaufgabe. Die gewerbliche *Fachschule* dient einer Spezialität der Industrie; sie verbindet mit der Theorie auch praktische Arbeit. Sie ist in Industriezentren zu errichten. Eine Fachschule für Kunstgewerbe ist mit einem Museum in Verbindung zu bringen. „Diese Museen sind die wahren Bildner des Volkes“ (S. 71).

Man kann mit den gutgemeinten Absichten und den Hoffnungen, die Herr Schächli an diese Anstalten knüpft, einverstanden sein, aber man wundert sich, wie er S. 67 schreiben kann: „Die allgemeine Bildung darf sich nicht in Regionen versteigen, die über das Bedürfnis des spätern Handwerkers oder Landwirthes hinausgehen.“ Also ja keine weitere Anregung? Nachdem (S. 72) von Kunstgewerbe und Weltmarkt gesprochen worden, kommt eine Apotheose der Kunst, die also anhebt: „Die Kunst hat das Beste der alten Zeit neu zu beleben und den Hauch des Göttlichen über alles Menschliche auszubreiten“ — und mit dem Ausruf schliesst: „Wie freundlich lassen sich die Umgebungen unseres Hauses durch Blumenschmuck gestalten!“

VII.

Das letzte Ideal, das Herrn Schächli vorschwebt, ist die „*Einheit des allgemeinen und gewerblichen Bildungswesens*“. Keine Gegensätze, sondern „ein Leib und eine Seele“. Die gewerblichen Anstalten dürfen nicht als Anhängsel einer Direktion unterstellt werden, sie gehören dem „Minister des Unterrichtes“ zu. Gewiss; aber wenn das „klassische Land der Selbstverwaltung“, England, zitiert wird als ein Muster von einheitlicher Organisation des Unterrichtes, so ist doch zu bemerken, dass England nur die Elementarschule, die weniger als 9 Pence Schulgeld per Woche bezieht, staatlich geordnet hat, während das ganze Mittelschulwesen privater Dezentralisation anheimgegeben ist und nur soweit von einer Zentralisation gesprochen werden kann, als das *Science und Art Department* in Whitehall ebenfalls dem Vizepräsidenten des Privy Council unterstellt ist; die Tätigkeit des Departements ist aber lediglich eine Unterstützung privater oder korporativer Anstalten auf Grund von Prüfungsergebnissen. Matthew Arnold schreibt am Ende seines erwähnten Berichtes, dass gerade die Organisation des Mittelschulwesens England am meisten not tut.

Wenn Herr Sch. die Einheit oder, besser gesagt, die organische Verbindung der sämtlichen Schulen gleichsam als ein neues Postulat aufstellt, so tut er nur, was die Verfassung des Kantons Zürich (Art 62) schon längst gesagt hat und was der gelehrte englische Schulmann seinen Landsleuten als Ziel hinstellt, wenn er den Passus unserer Verfassung zitiert, der da sagt: die höheren Lehranstalten sollen mit der Volksschule in organische Verbindung gebracht werden. Es klingt paradox, wenn Herr Schächli, der Handarbeitsschulen, Lehrwerkstätten, Gewerbe- und Kunstschulen als Schöpfungen von Privaten und Gemeinden hinstellt (S. 68), einige Seiten später die Zentralisation des Unterrichtswesens als einzige Möglichkeit zu einer richtigen Organisation derselben fordert.

VIII.

Unsere Betrachtungen ergeben nun auch das Urteil über die Schlussätze:

1) Die Einheit unseres Unterrichtswesens ist ein Grundsatz der Verfassung. Die Aufgabe unserer Volksschule ist im ersten Paragraphen unseres Unterrichtsgesetzesentwurfes weit besser ausgedrückt, als Herr Schächli dies tut. Eine andere Organisation derselben will auch Herr Schächli nicht; denn er stellt ja den Handarbeitsunterricht ausserhalb der Lernschule. Dass die Schüler so viel als möglich zu betätigen, ist ein alter Satz der Pädagogik; dass heute mehr getan wird fürs Zeichnen als früher, wird niemand leugnen.

2) Eine allgemeine achtjährige Volksschule ist auch unser Wunsch, aber die Freiwilligkeit führt so schnell nicht dazu, wie Herr Schächli meint. Es sei denn, dass der Kanton Zürich 200,000 Fr. jährlich als Stipendien für Sekundarschüler auf sein Budget nehme. Was Herr Sch. über den Ausbau der Sekundarschule sagt, ist allzusehr in Bausch und Bogen gesprochen.

3) Die Zivilschule in Verbindung mit dem Militärunterricht ist, wie der Herr Nationalrat wohl weiss, von Seite eines Kantons eine Unmöglichkeit.

4) Wenn der Handarbeitsunterricht die „erlösende Kraft“ ist, so sollte er obligatorisch sein. Herr Schächli will das nicht, offenbar weil die ganze landwirtschaftliche Bevölkerung genug Handarbeit hat und weil jeder Handwerker seinem Sohn dazu Gelegenheit geben kann. Für den Rest sei also Freiwilligkeit zu empfehlen.

Sätze 5—8 gehen auf eine Ermunterung von gewerblichen Bestrebungen durch den Staat hinaus. Der Kanton Zürich und der Bund subventioniren bestehende Anstalten bereits. Wenn neue nötig sind, so mache man Vorschläge. Dass die (gewerblichen) Fortbildungsschulen durch ein „*Gewerbeschulgesetz*“, d. h. durch staatliche Organisation, gewinnen würden, ist klar; aber wenn „Einheit“ sein soll, so sind auch die Gewerbeschulen etc. im Gesamtunterrichtsgesetze zu behandeln.

Die sämtlichen Postulate des Herrn Schächli gehen also auf die Forderung hinaus:

Die staatliche Volksschule soll praktischer werden. Der Staat unterstütze freiwillige Bestrebungen für Handarbeitsunterricht, Lehrwerkstätten, Gewerbe- und Fachschulen.

Das Endziel dieser Forderungen ist auch das unsere; der Staat aber wird mehr tun müssen, als Herr Schächli glaubt.

Wenn die arbeitenden Klassen, die Massen, denn darum handelt es sich, erwerbsfähiger gemacht und damit einer bessern Existenz zugeführt werden sollen, so bedarf es des Zusammenwirkens aller Aufrichtigen und Gutgesinnten. Aber es ist ein gewagtes Experiment, für die grössere Erwerbsfähigkeit zu plädiren und die Aufklärung, die Bildung der unteren Klassen als gefährlich hinzustellen.

* * *

Sobald Herr Schächli die unsichtbaren Höhen, in denen sich seine Ideen bewegen, verlässt und mit fasslichen Vorschlägen Reform und Neugestaltung von Schulen begründet, wird er die Lehrer in erster Linie an seiner Seite finden, um das Bessere zu erwirken. Für diesmal hilft er — nolens volens — *das Vertrauen zur Volksschule und damit zur Volksbildung untergraben*. Und das bedaure ich; denn die Früchte werden andere sein, als er sich dachte; doch seine Absicht — ich wiederhole es — war gut. F.

Der Leseunterricht in der Volksschule.

Lesen, Rechnen und Schreiben oder Sprache, Zahl und Form bilden die Trias alles erfolgreichen Volksschulunterrichtes. In diesen die grundlegenden Elemente den Primarschülern so beigebracht zu haben, dass sie ihnen zum bleibenden Eigentum geworden, in Fleisch und Blut übergegangen sind, ist eine ebenso schwere als verdienstliche Aufgabe des Lehrers. Und die *Sprache* recht zu lehren, ist unter diesen dreien wohl die erste und wichtigste Aufgabe, zwar unendlich schwer und mühsam, aber eben gerade deshalb von so hoher Bedeutung. In der Beherrschung der Sprache liegt der Schlüssel zur selbst-eigenen Fortbildung in allen Wissensgebieten für jeden Menschen. Nun scheidet sich freilich der Sprachunterricht selbst wieder in einzelne Gebiete oder Disziplinen, in Lesen und Sprechen, Sprachlehre und Aufsatz etc. Da aber ein guter Unterricht im

Sprechen und Lesen den Erfolg in den zwei anderen zu einem guten Teil bedingt, wollen wir uns einmal nur mit diesen beschäftigen, gedenken aber keine gelehrte, sprachwissenschaftliche Abhandlung zu bieten, sondern bloss praktische Winke, die auf vielseitigen Beobachtungen bei zahlreichen Schulbesuchen und eigenen Erfahrungen beruhen. Dabei stellen wir dem Lesen stets das Sprechen voran, weil ein guter Sprechunterricht immer die Grundlage zum Leseunterricht bilden muss, weil letzterer ohne erstern uns geradezu undenkbar ist, d. h. wir können uns nie einen rechten Erfolg vom Leseunterrichte versprechen, wenn das richtige und schöne, d. h. gut schriftdeutsche Sprechen nicht vorgeht. Um zu unserm Ziele zu gelangen, wollen wir I. von den beobachteten *Mängeln* im Leseunterrichte schreiben und dann II. *Winke und Ratschläge für einen erfolgreichen Leseunterricht* mitteilen.

I. Mängel im Leseunterrichte.

Durch alle Stufen der Volksschule kann man da und dort beobachten, dass es an einem richtigen Sprechen fehlt. Wir geben zu, dass es in dieser Richtung unter der jüngern Lehrerschaft eher etwas gebessert hat, ja dass manche sogar ins gegenteilige Extrem, in zu vieles Sprechen, verfallen, wozu nicht wenig beiträgt die fast sklavische Befolgung gewisser Anleitungen zur Behandlung deutscher Lesestücke etc., insbesondere die Systemreiterei und das Schablonentum der sklavischen Nachbeter von Ziller mit ihren oft ins Aschgraue ausgesponnenen „Präparationen“, die einem Waschweibergespräch nicht unähnlich sind. Doch wollen wir nun in erster Linie von dem Mangel an richtigem Sprechen und daraus folgendem schlechtem Lesen reden. In der Elementar- oder Unterschule namentlich hapert es noch viel, ganz besonders in Schulen mit beschränkter Unterrichtszeit. Da gibt es leider nur zu viele Lehrer, die ihre Aufgabe nur darin zu erblicken scheinen, eine bestimmte Fibel im ersten Jahre durchzupauken und zwar so nut- und nagelfest einzudrillen, dass die Kleinen ganze Seiten wie am „Schnürli“ hersagen, so dass ein Uneingeweihter am Examentag die grossartige Lesefertigkeit dieser Erstklässler in Schreib- und Druckschrift staunend bewundert. Greift man aber ein einzelnes Wort oder ein Sätzchen aus dem so glänzend Heruntergeschnurrten heraus, so steht mitunter die Hälfte der Schüler da wie der Ochs am Berg. Von Verständnis des Geplapperten ist keine Rede, und die Monotonie, der so peinliche Schullese-ton, schleppt sich üppig wuchernd fort durch alle Klassen. Oder folgt auf der Ober-, d. h. Realschulstufe nach zürcherischer Einteilung ein Lehrer, der diesen Ton ausmerzen will, so hat er die liebe Not damit und erzielt, wenn's gut geht, oft erst nach 3 Jahren etwas annähernd Befriedigendes. Ausser dem Leiertone trifft man eben so oft, ja noch viel häufiger eine undeutliche, schlecht artikulierte und stark dialektisch gefärbte Aussprache. Und zu diesen Übeln in den ersten Klassen gesellen sich aufwärtssteigend Hastigkeit, Stottern, stossweisses Lesen, Erraten von Silben und daraus folgendes fehlerhaftes Lesen. Gerade das letztere tritt da und dort in bedenklichem Masse auf, so dass selbst auf der obersten Stufe kein Satz ohne Anstoss und Fehler gelesen, fast jedes mehrsilbige Wort mehrmals angefangen wird. Und woher rührt dieser Übelstand, der den Schüler nie in den Stand setzt, irgend etwas selbst mit geistigem Nutzen zu lesen? Daran ist zum grössten Teil der Lehrer schuld und nur er? Um ein glänzendes Resultat in der scheinbaren Lesefertigkeit zu erzielen, wird das Sprechen in den Hintergrund gedrängt und sofort mit Einübung von 4 Alphabeten im ersten Schuljahre begonnen. Ist ein Schüler in den ersten Jahren einigermaßen schwach, so wird mancher etwas gutmütige oder laxer Lehrer verleitet, das falsch gelesene Wort sofort selbst richtig vorzusprechen, oder es tut dies sogar die ganze Klasse. Der fehlende Schüler spricht es nach und stolpert weiter; aber an-

geschaut hat er das Wort, die Silbe, den Buchstaben nicht. Wozu denn auch? So trifft man Schüler an, die nach 3 Jahren noch „n“ und „m“, „o“ und „a“, „t“ und „d“ etc. verwechseln, wenn sie auch nicht von ferne zu den Dummköpfen zählen. Und forscht man bei solchen Lesern nach dem Inhalt des Gelesenen, so zeigt sich eine bodenlose Leere, worüber man sich übrigens weniger wundern muss, als wenn etwas herauskäme. Solche Leute werden aber lebenslang das Lesen meiden, weil es ihnen keinen Genuss bieten kann. So ist dann aber aller Unterricht verlorene Liebesmüh, und Zeit und Geld wäre gewiss in diesem Falle besser zur Ausbildung ihrer Handfertigkeit verwendet worden, zur Befähigung zum Broterwerb. Leider sind die Fälle solch zweifelhaften Unterrichtsresultates gar nicht so selten, wie vielleicht manche glauben. Wer an einer obligatorischen Fortbildungsschule zu wirken berufen ist, oder wer mit offenen Augen an Rekrutenprüfungen teilnimmt, wird diese traurige Wahrnehmung oft genug machen, und es verlohnt sich daher sicherlich darüber nachzudenken, wie derartige Erscheinungen möglichst vermieden werden können. Und so wollen wir unter II auch ein Scherflein dazu beitragen, hoffend, wenigstens *jungen* Lehrern damit ein wenig zu dienen.

II. Winke und Ratschläge für einen erfolgreichen Leseunterricht.

In den vorn angegebenen Beobachtungen wurde hingewiesen auf die Sünden, die im ersten Schuljahre begangen werden: zu wenig Sprechübungen, dagegen ein Übermass mechanischer Leseübungen. Noeh heute ist die Zahl der Schulen keineswegs gering, in denen dem Anfänger schon im ersten Monat die Fibel in die Hand gegeben wird. Schon Scherr hat in seinem Kommentar zu den Zürcher Lesebüchlein und in seinem Handbuch der Pädagogik resp. Methodik streng gründliche Sprechübungen verlangt und im ersten Quartal keine Buchstabenkenntnis angestrebt. Aber es scheint vielen Lehrern gar bequem zu sein, wenn die Kinder gleich die Fibel zur Hand haben. Wir würden diese wenigstens für das Sommersemester ganz aus der Schule verbannen. Erfahrungen selbst an einer siebenklassigen Schule brachten uns zur vollendeten Überzeugung, dass nicht bloss an geteilten, sondern auch an Gesamtschulen die Fibel für den Sommer vollends entbehrlich ist, ja dass der Unterricht viel anregender und erfolgreicher wird, wenn nur die Wandtafel benützt wird. Erst werde den Kleinen die Zunge gelöst; man lehre sie richtig artikulierte sprechen, anschauen und denken und sei dabei wohl zufrieden, wenn im ersten Halbjahre die kleinen Schreibbuchstaben fest eingepägt, sicher geschrieben und gelesen werden.

Im Wintersemester mag für Gesamtschulen eine Fibel willkommen sein, für Schulen mit wenigen Klassen ist sie auch dann nicht unentbehrlich. Wir halten es nämlich geradezu für einen pädagogischen Missgriff, im ersten Schuljahre mehr als die Schreibschrift (Minuskel und Majuskel) zu lehren, und würden nie mehr als die Schreibschrift vornehmen, und zu diesem Zweck genügt zu einem ganz erfolgreichen Lese- und Schreibunterrichte die Wandtafel vollkommen, ist einem Büchlein sogar vorzuziehen. Mittelmässig begabte Kinder haben vollauf zu tun, wenn sie im ersten Jahre nur zwei Alphabete sicher lernen sollen, mehr ist eine Überladung des schwachen Geistes und hat die so viel beklagte Folge, dass die Schüler abgestumpft, denkträg werden und die Lernfreudigkeit verlieren. Und wird die Einübung der Druckschrift mühsam errungen, erzwungen, so treten die Nachteile durch alle nachfolgenden Schuljahre auf: Unsicherheit im Lesen und im Schreiben. Die Buchstabenformen sitzen nicht; der Schüler fängt an zu raten und liest fehlerhaft. Springt nun der Lehrer noch schnell hilfreich bei und spricht es richtig vor, so wird die Flüchtigkeit, das Raten und Tappen dem Schüler zur zweiten Natur und kann nie mehr ausgemerzt werden. Und beim Schreiben zeigt sich das-

selbe Übel: schlechte Schrift, falsche Buchstaben, oft totale Verkehrung, wie: „Bort“ statt „Brot“, „strak“ statt „stark“ etc. — Im zweiten Schuljahre wird im Sommer die Druckschrift spielend bewältigt, und dann lesen die Schüler am Ende des zweiten Jahres viel sicherer und schöner, als wenn nach alter Manier im ersten Jahre zu viel und nichts recht gelehrt worden ist.

Auf diese Weise kann auch dem mittelmässigen Schüler eine ziemliche Sicherheit beigebracht werden, ohne dessen Gedächtnis zu überladen und seine Lernlust schon in den ersten Schuljahren zu ersticken. Ein besonderes Augenmerk ist auch besonders in den drei ersten Schuljahren auf das *Silbentrennen* zu richten. Schüler, die nicht mit Sicherheit ein Wort in seine Silben zerlegen können, stolpern auch alle Augenblicke. Das Silbenlesen ist daher auf dieser Stufe eine unerlässliche Übung und ist gar nicht so langweilig, wenn sie in richtiger Weise vorgenommen wird. Man lasse jeden Schüler der Reihe nach nur eine Silbe aussprechen und so ein Lesestück vorbereitend durchlesen, so hat man dabei ein vortreffliches Disziplinarmittel; denn die Schüler sind genötigt, fleissig nachzuzeigen, da in der grössten Klasse gar schnell die Reihe wieder an den nämlichen kommt. Dieses Silbenlesen nötigt viel mehr zum scharfen Anschauen des einzelnen Wortes, als wenn nach Vorlesen durch den Lehrer sofort satzweises Lesen vorgenommen wird und fördert daher ungemein die Lesesicherheit. Auch das Lesen von Stücken ohne vorangegangenes Vorlesen führt zur Lesegewandtheit. Zur Erzielung des richtigen Ausdrucks, des Schönlesens ist allerdings das Vorlesen durch den Lehrer unerlässlich; es kann aber auch als abschliessende Übung mit satz- und abschnittweiser Wiederholung durch die Schüler einzeln und im Chor geschehen. Gerade auch das *Chorlesen* wird zu wenig geübt und doch bringt nichts mehr Leben und Anregung in eine Klasse. Die hastigen Schnelleser werden gezügelt und an ein mässiges Tempo gewöhnt, die langsameren werden mitgerissen. Man erzielt bei richtiger Leitung und schönem Vorlesen eine gewisse Gleichmässigkeit in der Betonung, im Beachten der Satzzeichen und in der Schnelligkeit des Lesens und fördert auch die gründliche Einprägung. Insbesondere erleichtert es das Auswendiglernen von Gedichten und also ungemein bezügliche Hausaufgaben. Ein probates Mittel, den Hausfeiss ohne Zwang und doch in sehr wirksamer Weise zu fördern, liegt ferner darin, dass man von Zeit zu Zeit, wöchentlich oder monatlich einmal, die Schüler lesen lässt, bis sie einen Fehler machen, Wörter wiederholen etc., und die Zahl der fehlerfrei gelesenen Sätze notirt. Es kommt ein Wettfeir in die Klasse, der nicht zu verachten ist; denn den Ehrgeiz in mässiger Weise und nach einem edlen Ziele gerichtet zu fördern, ist eine schöne erzieherische Aufgabe. Oder was wird der Mensch, wenn ihn nicht der edle Ehrgeiz, etwas Rechtes und Tüchtiges zu werden, durch sein ganzes Leben begleitet? Ein bequemer, gleichgültiger Alltagsmensch, wenn's gut geht, im schlimmsten Falle ein leichtsinniger Taugenichts.

Um die Aufmerksamkeit beim Lesen und die Auffassung des Gelesenen zu fördern, lasse man jeweilen in der Lese- stunde kleinere Abschnitte eines Lesestückes mündlich, bald im Dialekt, bald im Schriftdeutsch, reproduzieren und zwar in letz- term Fall stets in guter, schöner Rede; dabei strebe man bei begabteren Schülern eine freie, aber doch inhaltsgetreue und formrichtige Wiedergabe an. Und endlich gewöhne man die Schüler durch schönes Vorsprechen und Vorlesen an eine mög- lichst dialektfreie, wirklich gutdeutsche Aussprache, vergleiche „Sutermeisters Barbarismen“ u. a. Besonders hüte sich der Lehrer vor nachlässiger Aussprache, vor dem vielen Lehrern zur Gewohnheit gewordenen Umschlagen der Endungen: *Leba* = *Leben*, *folga* = *folgen*, *Schuola* = *Schulen*, und undeutlicher Vokalisation und Artikulation.

Eine Lese- stunde nach unserer Aufgabe ist allerdings keine bequeme Erholungsstunde für Lehrer und Schüler, sondern strenge, ernste Arbeit, die sich aber in jeder Hinsicht lohnt und auch von einigermaßen verständigen und gebildeteren Visi- tatoren gar bald bemerkt und meist voll und ganz anerkannt und gewürdigt wird. Es darf sich aber diese grosse Sorgfalt nicht bloss auf die Lese- und mündlichen Sprachübungen be- schränken, sondern muss sich wie ein roter Faden durch allen Unterricht hindurchziehen.

Wir halten demnach für einen erfolgreichen Unterricht im Lesen unerlässlich:

- 1) Sorgfältige Sprechübungen durch die ganze Schulzeit und in allen Fächern unter konsequenter Anknüpfung gegen dialektische Ungenauigkeiten und Unschönheiten.
- 2) Langsames Fortschreiten beim ersten Leseunterrichte, Beschränkung auf die Schreibbuchstaben im ersten Schuljahre, insbesondere in Schulen mit beschränkter Schulzeit (*Halbtag*, *Halbjahr*- und geteilten *Jahrschulen*).
- 3) Gründliche Einübung der Silbentrennung im Lesen und in schriftlichen Übungen.
- 4) Sorgfältiges Vorlesen durch den Lehrer oder gut lesende Schüler und ebenso sorgfältiges Wiederholen einzeln und im Chor.
- 5) Klassenweises Vortragen auswendig gelernter Gedichte.
- 6) Musterhaftes Sprechen des Lehrers unter strenger Ver- meidung aller Nachlässigkeiten und Barbarismen.

AUS AMTLICHEN MITTEILUNGEN.

Zürich. Für die Aufnahmeprüfung am staatlichen Lehrer- seminar in Küssnacht hatten sich 42 Aspiranten angemeldet. Die Ergebnisse der Prüfung waren derart, dass mit Rücksicht auf die Anforderungen des Reglements nur ein einziger Aspi- rant hätte abgewiesen werden müssen. In Ausführung eines erziehungsrätlichen Beschlusses, welcher die Zahl der Auf- zunehmenden auf höchstens 35 festgesetzt hatte, mussten jedoch noch mindestens 6 andere abgewiesen werden. Da jedoch unter den mit bezug auf die Prüfungsergebnisse hiebei in Frage Kom- menden für 2 der Schwächeren das gleiche Ergebnis vorlag, wurden im ganzen 8 Aspiranten nicht aufgenommen. Die 34 Aufgenommenen gehören nach ihrem Wohnorte folgenden Bezirken an: Meilen 6, Zürich 5, Winterthur und Dielsdorf je 4, Hinweil, Uster, Pfäffikon und Andelfingen je 3, Bülach 2, Horgen 1. Nur aus dem Bezirk Affoltern war keine Anmeldung eingegangen.

Der für die Dauer des Schuljahres 1886/87 am kanto- nalen Technikum in Winterthur eingerichtete II. Instruktions- kurs für Zeichenlehrer an gewerblichen Fortbildungsschulen in der Schweiz gelangt mit Ende März zum Abschluss. Es wird für die Teilnehmer eine Fähigkeitsprüfung eingerichtet, welche von 2 Delegirten des schweizerischen Handels- und Landwirt- schäftsdepartements und von 3 vom zürcherischen Erziehungs- rate bezeichneten Mitgliedern abgenommen wird. Die Kandi- daten, welche die Prüfung in befriedigender Weise bestehen, erhalten ein Fähigkeitszeugnis mit Spezialnoten in folgenden Fächern: 1) Projektionslehre, Schattenlehre und Perspektive; 2) gewerbliches Freihandzeichnen und zwar *a.* theoretische und methodische Kenntnisse, *b.* praktische Fertigkeit im Fachzeichnen, *c.* praktische Fertigkeit im Zeichnen nach Gipsmodellen; 3) Bau- konstruktions- und Bauformenlehre; 4) elementare Konstruktions- lehre und mechanisch-technisches Zeichnen; 5) Modelliren. Der Kurs zählte 12 Teilnehmer. Diese Fähigkeitsprüfung findet in den letzten Tagen des laufenden Monats am Technikum statt.

Die ordentlichen Fähigkeitsprüfungen an denjenigen Fachschulen des Technikums, deren Unterrichtskurs zu Ostern abschliesst, nämlich an der Handelsabteilung und der Schule für Chemiker, wollen von 4 bzw. 7 bisherigen Schülern des Technikums bestanden werden. Die Teilnahme an den Prüfungen ist fakultativ. Die Abiturientenklassen der genannten Fachabteilungen zählen 11 bzw. 13 Schüler.

ALLERLEI.

— In der Akademie zu Paris berichtete der General Perrier über Herstellung neuer Oasen in der Sahara mittelst Erbohrung ergiebiger Brunnen. In der Wed-Rir genannten Umgebung von Tuggurt, südlich von Biskra, sind bis jetzt 117 mit Eiseneröhren ausgekleidete Brunnen und 500 weniger tiefe, mit Holzverkleidung, erbohrt worden. Zusammen liefern dieselben vier Raummeter Wasser die Sekunde, ein Zehntel der Wassermenge der Seine bei niedrigem Stande. Das Wasser kommt aus einer Tiefe von 70—75 Metern und hat gewöhnlich 25 Grad Wärme. Die Brunnen sind nacheinander seit dreissig Jahren gebohrt worden, und bei keinem ist eine Verminderung der Wassermenge eingetreten. Dank der durch sie ermöglichten Bewässerung ist die Oasis Wed-Rir bedeutend vergrössert worden; ihr Wert hat sich verfünffacht, ihre Bevölkerung verdoppelt. In ziemlicher Entfernung von derselben sind inmitten der Sahara folgende fünf Oasen ganz neu durch Brunnenbohrungen entstanden: 1879 die Oasis Tala-em-Nuide, 1881 Chria-Sajah; von 1882—1886 Urir Sidi-Gahia und Ayata, welche durch die Batua-Gesellschaft hergestellt wurden. Diese hat seit 1881 sieben wasserreiche Brunnen gebohrt und 50,000 Dattelpalmen gepflanzt. Dattelpflanzungen ertragen bis 1000 Fr. den Hektar nach Abzug aller Kosten. Der Ingenieur Rolland, welcher diese Gegend seit längerer Zeit durchforscht und viele Brunnen gebohrt hat, bezeichnet sie als ein zweites Ägypten, dessen Nil jedoch unterirdisch fliesst und an die Oberfläche gehoben werden muss.

— *Leichte Fassungsgabe.* Von der vergeblichen Mühe eines Lehrers in einem sächsischen Dorfe, der einem sechsjährigen Knaben das Verständnis der Addition klar machen wollte, handelt folgender Dialog. Lehrer: „Wenn du einen Strumpf an dem einen Beine hast und dann noch den andern anziehst, wie viel hast du dann?“ Schüler: „Ich trage gar keene Schdrimbe nich.“ Lehrer: „Aber wenn dein Vater ein Schwein im Stalle hat und kauft noch eins dazu, wie viel Schweine hat er dann?“ Knabe: „Mir fiddern gar keene Schweine.“ Lehrer: „Oder wenn du erst eine Jacke hast und deine Grossmutter schenkt dir zu Weihnachten noch eine, wie viel Jacken hast du dann?“ Knabe: „Die schenkt mir keene.“ Lehrer: „Aber wenn du einen Apfel hast und deine Mutter schenkt dir noch einen, wie viel Äpfel hast du dann?“ Knabe: „Unsere Äbbel sind meerschendeels sauer. Ich kriege Bauchkneipen. Ich mag keene.“ Lehrer: „Ein armes Bettelkind bekommt von dir ein Stückchen Brot, aber es hat schon eins in der Tasche, wie viel hat es dann?“ Schüler: „Mei Brot ess'ch alleene.“

LITERARISCHES.

Dr. phil. Booch-Arkossy, *Das Meisterschaftssystem unter gleichzeitiger Anwendung der Robertsonschen Methode für den Schul- und Selbstunterricht in der lateinischen und griechischen Sprache.* Leipzig, C. A. Kochs Verlagshandlung.

Die vorliegenden beiden Lehrmittel sind für alle geschaffen,

„welche die altklassischen Sprachen schnell erlernen wollen“. Der Herr Verfasser berechnete „unter voller Berücksichtigung der grammatischen Eigentümlichkeiten beider so umfassend ausgebildeten Sprachen das Studium je einer derselben auf ein Jahr, welches bei ausschliesslicher Verwendung dieser Zeit auf den betreffenden Gegenstand hinreichen wird, dem fleissigen Studirenden die betreffende klassische Literatur zum selbständigen nützlichen und angenehmen Gebrauche zu erschliessen“. Der Lernende „versuche zunächst allein, je nach Umständen aber mit einem tüchtigen Lehrer unsere Unterrichtsbriefe“. Der Unterricht „bezweckt und erzielt: 1) gediegene Kenntnis der Formenlehre im Anschlusse an die allgemeine praktische Handhabung zum flotten und korrekten Schreiben und Sprechen; 2) die Anbahnung zur fliessenden Lektüre und zum richtigen Verständnis der klassischen Literatur des hellenischen und römischen Altertums; 3) die hieraus sich ergebende Fähigkeit der unbeschränkten Benützung des erlangten Wissens bei allen wissenschaftlichen Disziplinen“. Soweit das Programm. Im vorliegenden 1. Hefte behandelt der Verfasser einleitend „den Ursprung der lateinischen Sprache und ihrer Literatur; Alphabet und Aussprache; Einteilung der lateinischen Buchstaben; Trennung, Länge und Kürze der Silben, und gibt zum Schlusse der Einleitung eine Anleitung zum Gebrauche des Meisterschaftsystems. Auf pag. 14 kommt er endlich zur 1. Lektion. Sie enthält als Leseübung die bekannte Fabel „Mücke und Kameel“ nebst Interlinearübersetzung. Sodann folgt die „wechselseitige Übersetzung“, d. h. in 2 Kolonnen auf der einen Seite je 2—5 lateinische Worte der Fabel, auf der andern die mehr oder weniger wörtliche Übersetzung. Hernach wird von den Schülern eine Übersetzung „in gut stilisirtem Deutsch“ verlangt und dann zur „Besprechung“ der Fabel übergegangen. Zur Charakterisirung dieser Besprechung genügt die Anführung der 3 ersten Fragen. „Welche lateinische Lektion ist diese?“ „Was ist die Überschrift des Lesestückes?“ „Wer schritt mit vielen Warenballen belastet einher?“ In der sich anschliessenden „Wortklärung“ wird sodann jedes einzelne Wort nach seiner grammatischen Form besprochen. Im folgenden Abschnitt beginnt eine systematische Grammatik („Sprachlehre“ sagt der Herr Verfasser), welche zunächst eine breitspurige Erklärung der Wortarten enthält. Diese Dosis Grammatik wird hierauf in einer zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische bestimmten „grammatischen Übung“ nochmals breitgetreten, und zum Schlusse der 1. Lektion werden endlich die Elemente der Syntax (Wortstellung, Subjekt, Prädikat, Objekt) eingeführt. Die folgenden Lektionen führen den Unterricht an Hand einer neuen Fabel in gleicher Weise weiter, Lektion 2 z. B. behandelt das Geschlecht der Substantiva und die 1. Deklination. Ganz nach dem gleichen System wird mutatis mutandis in dem für das Griechische bestimmten Hefte verfahren.

Der Referent hat sich bemüht, das übrigens gar nicht neue Meisterschaftssystem ganz objektiv darzustellen, kann nun aber nicht umhin, sich mit aller Entschiedenheit gegen dasselbe auszusprechen. Für die Schule taugt dasselbe aus pädagogischen Gründen nicht, indem es den Lernenden viel zu viel zumutet, daher in den jugendlichen Köpfen ein heillosos Durcheinander und infolge dessen Oberflächlichkeit und Gedankenlosigkeit erzeugt. Denjenigen aber, der privatim die alten Sprachen erlernen will, verspricht das Büchlein in viel kürzerer Zeit, als es bisher möglich war, an sein Ziel zu führen. Tut es das wirklich? Der Herr Verfasser verlangt für seine Aufgabe 2 Jahre und zwar — wohl gemerkt — bei ausschliesslicher Verwendung dieser Zeit auf die alten Sprachen. Und das sollte nach der bisherigen Methode unmöglich sein? Der Herr Verfasser glaubt das wohl selbst nicht, und sollte er's dennoch, so können wir ihm mit Beispielen dienen, die das Gegenteil beweisen.

Seine Behauptung ist also einfach auf Täuschung des I. Publikums berechneter Humbug.

Doch hat das System vielleicht in anderer Beziehung Vorzüge vor dem bisherigen. Es verschafft doch gewiss die Möglichkeit, früher zur Lektüre zu gelangen als bisher. Zugegeben; allein was für Lesestoff bietet uns der Herr Verfasser? Einige simple Fabeln! Da hätte ich doch lieber gleich mit Cäsar oder Cicero, mit Xenophon oder Homer angefangen, wobei sich freilich bald gezeigt hätte, dass, was einem genialen Manne wie Schliemann möglich ist, nicht auch für den grossen Haufen taugt. Der Stoff wäre eben einfach zu schwierig geworden.

Was nun die Durchführung der gestellten Aufgabe betrifft, versichert zwar der Herr Dr. Booch-Arkossy, „die von ihm zum Gesetze gemachte Gründlichkeit in der Behandlung der lateinischen und griechischen Grammatik schliesse jeden Vorwurf der Oberflächlichkeit aus“. Trotzdem erlaubt sich der Referent zu erklären, dass die Arbeit durchaus oberflächlich, flüchtig und selbst von elementaren Verstössen nicht frei ist. Herr Booch versieht seine Texte und Beispiele *stets* mit richtiger Bezeichnung der Quantität; wie reimt sich zu dieser Behauptung *spirantes* (mit langem a), *oramus* (mit kurzem o), *videretur* (mit kurzem e in der 2. Silbe)? Doch das können ja Druckfehler sein. Allein schlimm steht's mit der Kenntnis des Herrn in bezug auf die Quantität der Vokale in positionslangen Silben. Pag. 7 (unten) steht die seltsame Neuigkeit, der Vokal in positionslanger Silbe sei immer kurz mit Ausnahme von in und con vor folgendem s und f. Wir empfehlen dem Herrn Booch die Lektüre von Marx, Hilfsbüchlein etc. Pag. 8 steht der bodenlose Unsinn, in *legendi* sei der *Vokal* der 2. Silbe (gen) von Natur kurz, werde aber wegen der beiden Mitlaute durch Position lang. Nicht besser sieht's in der Worterklärung aus. *Facere, sentire, mori* sind unregelmässige Verba (wohl gewesen?); *insidere* geht Herrn Booch zufolge nach der 3. Konjugation, das Perfekt von *desilire* heisst *desilii*, der gebräuchliche Genitiv von *vesper* ist *vesperis*. In dem Satze „Hauptwörter sind z. B.“ übersetzt er „z. B.“ *exempli gratia*; in „die Hauptwörter haben 3 Geschlechter, nämlich etc.“ heisst nämlich *seilicet*! —

Mit gleicher Gründlichkeit ist das griechische Heft gearbeitet. Nur das Allergröbste soll hier angeführt werden. 10,000 heisst nach B. *δέκαχιλιοι*, 100,000 *έκατοντάκις μύριοι* ($100 \times 10,000$! *risum teneatis!*), folgende Übungen *αὐται ἀσκήσεις*, diese Fabel *οὗτος μῦθος!* Kurz, diese Blumenlese mag genügen, um zu zeigen, wie notwendig es für den Herrn Doctor wäre, seine lateinischen und griechischen Kenntnisse wieder etwas aufzufrischen, bevor er Bücher über diese Materie schreibt. Die Leser der Lehrerzeitung aber wollen wir eindringlich davor warnen, sich diesem Führer anzuvertrauen. E. Sp.

Geschichte der Schweiz von Dr. K. Dändliker. Mit kulturhistorischen Illustrationen und Plänen. Bd. III. Lieferung 1 à 1 Fr. 20 Rp.

Die Freunde vaterländischer Geschichte und die zahlreiche Leserschaft, die Dändlikers Geschichte unter der Lehrerwelt findet, werden das Erscheinen des 3. Bandes dieser Schweizergeschichte lebhaft begrüßen. Ein erfreuliches Bild ist es freilich nicht, das D. in dieser ersten Lieferung von dem „alten Staatswesen“ (17. und 18. Jahrhundert) zu entwerfen hat, und es ist, als ob die Feder des Verfassers leichter würde, wie sie dazu kommt, die Blütenranken einer neuern Zeit zu beschreiben, welche wie Sterne in die Nacht des verrosteten, verknöcherten, verschacherten politischen und sozialen Lebens der alten Eidgenossenschaft hineinragen. In lebhaften Zügen, mit sprechendem Detail, doch ohne jede Hast nach Effekt schildert D. die Gebrechen, welche die Schweiz des 17. Jahrhunderts dem Jahrhundert der Aufklärung zur weitem Ausbildung und endlich

zur gewaltsamen Heilung überlieferte. In dem Erwachen des Nationalgefühls, in der Erneuerung des geistigen Lebens, in dem Aufschwunge der schöngeistigen Literatur, wie dies von S. 43 an zur Darstellung gelangt, fühlen wir etwas von der unvertilgbaren Lebensfähigkeit und der erhebenden Macht des eidgenössischen Bewusstseins, das so viele Zeiten der Not und des Elends zu überdauern vermochte (S. 7). Sicherlich wird das, was D. über Bodmer, Breitingen, Haller, Gessner, Lavater, Pestalozzi u. s. f. sagt, manch einen Leser veranlassen, der einen und andern Schrift dieser Männer wieder einige Aufmerksamkeit zu schenken. Und in solchen Anregungen liegt nicht das mindeste Verdienst, das sich D.'s Buch namentlich für die Jugend erwirbt. Dass diese „Geschichte der Schweiz“ vorteilhaft zur Belebung des Unterrichtes verwendet werden kann, haben wohl schon viele Lehrer erfahren; namentlich wenn ihnen ein „Lehrbuch“ zum Gebrauche obliegt, das die Schüler nun einmal nicht lesen mögen.

Die Illustrationen, die der ersten Lieferung dieses Bandes beigegeben, sind ein wertvoller Schmuck des Buches und machen dem Herausgeber und der xylographischen Anstalt Bachmann in Zürich alle Ehre. Nur das Pferd Salomon Landolts ist nicht natürlich; doch es ist nach einem ältern Original gezeichnet.

H. Ernst, Zur Reform der Kantonsschule. Beleuchtung des Postulates der Schulsynode betreffend den Anschluss des Gymnasiums an die Sekundarschule. Wülflingen, Druck von J. Bertschinger-Hug. 32 Seiten.

Bekanntlich stellte die Zürcher Schulsynode mit Mehrheit das Postulat auf, dass Gymnasium und Industrieschule an die dritte Klasse der Sekundarschule anschliessen sollten und dass also der Beginn des altsprachlichen Unterrichtes um drei Jahre hinauszuschieben sei. Dieser Beschluss wurde von den Vertretern des Gymnasiums in der Presse scharf kritisiert, und obgenanntes Schriftchen verdankt wohl sein Erscheinen jenen zum Teil leidenschaftlichen Angriffen gegen die Synode. Es enthält eine klare, ruhige und sachliche Begründung des Synodalpostulates, wobei der Verfasser, zwar von den zürcherischen Verhältnissen ausgehend, zeigt, dass die Forderung im Zusammenhange steht mit der gegenwärtig überall besprochenen Frage über das Verhältnis der altklassischen Studien zu den anderen Unterrichtsdisziplinen. Insofern verdient das Schriftchen auch ausserhalb des Kantons Beachtung. U.

J. Baur, Lehrer in Zürich. Winke betreffend den Gesangunterricht für die Volksschule. Herausgegeben von der zürcherischen Liederbuchanstalt. 31 Seiten.

Der Verfasser, angeregt einerseits durch eine Schrift des Prof. Dr. Störk in Wien, worin dieser dem Schulgesangunterrichte schwere Vorwürfe macht, andererseits durch die Beobachtung, dass das zürcherische Schulgesangbuch an vielen Orten nicht nach den Intentionen der Verfasser gehandhabt wird, hat sich die dankeswerte Mühe genommen, den Lehrern an Primar- und Sekundarschulen eine kurze Gesangsmethodik zu bieten. Das Schriftchen verbreitet sich über Stimmbildung, Bildung des musikalischen Gefühls und über das Verhältnis des Leseunterrichtes (des sprachlichen und des musikalischen) zum Liede. Wir wünschen lebhaft, dass die sehr zeitgemässen „Winke“, namentlich diejenigen betreffend Schonung der Kinderstimme und die Aussprache, überall beherzigt werden möchten. Den zürcherischen Lehrern wird das Schriftchen unentgeltlich zugestellt; auch Lehrer anderer Kantone können dasselbe gegen Einsendung von 10 Rp. in Marke von der *schweizerischen permanenten Schulausstellung in Zürich* beziehen. U.

Technikum des Kts. Zürich in Winterthur.

Fachschule für *Bauhandwerker, Mechaniker, Elektrotechniker, Chemiker, Geometer*, für *Kunstgewerbe* und *Handel*. Der Sommerkurs 1887 beginnt am 18. April mit den I. und III. Klassen aller Abteilungen und mit den V. Klassen der Schulen für Bauhandwerker, Mechaniker und Geometer. — Anfragen und Anmeldungen sind an die Direktion zu richten. (H 716 Z)

Schweizerische Lehrmittel.

Autenheimer, Friedr., Lehr- und Lesebuch für gewerbliche Fortbildung. Bearbeitet im Auftrage des Zentralausschusses des schweiz. Lehrervereins. Mit 259 in den Text gedruckten Holzschnitten. 2. Auflage. Geh. 3 Fr., geb. 3 Fr. 20 Rp.

Breitinger, H., u. Fuchs, J., Französisches Lesebuch für Sekundar- und Industrieschulen. 1. Heft. 5. Aufl. Geb. 1 Fr. 30 Rp. — 2. Heft. 2. Aufl. Geb. 1 Fr. 30 Rp.
— — *Résumé de syntaxe française d'après les meilleurs grammaires. Suivi de la conjugaison française.* Deuxième édition. Broschirt 75 Rp.

Kaufmann-Bayer, Rob., Schweizer Flora. Eine Pflanzenkunde für schweizerische Mittelschulen und verwandte Lehranstalten. Mit 4 lithogr. Tafeln. Kartoniert 2 Fr. 40 Rp.

Theobald, G., Leitfaden der Naturgeschichte für höhere Schulen und zum Selbstunterricht, mit besonderer Berücksichtigung des Alpenlandes.
Erster Teil: **Zoologie**. 2. Aufl. 8°. Broschirt 2 Fr.
Zweiter Teil: **Botanik**. 2. Aufl. 8°. Broschirt 2 Fr.
Dritter Teil: **Mineralogie**. 8°. Broschirt 2 Fr.

Tschudi, Dr. Fr. v., Landwirtschaftliches Lesebuch. Vom schweizerischen landwirtschaftlichen Verein gekrönte Preisschrift. 7. verbesserte Auflage. Mit 65 Abbildungen. Broschirt 2 Fr., geb. 2 Fr. 25 Rp.

Walter, A., Die Lehre vom Wechsel und Konto-Korrent. Zum Gebrauche in Real- und Handelsschulen, sowie zum Selbststudium für den angehenden Kaufmann. 8°. Broschirt 2 Fr. 40 Rp.

J. Hubers Verlag in Frauenfeld.

In J. Hubers Verlag sind erschienen und zu beziehen durch alle Buchhandlungen der Schweiz und des Auslandes:

Italienische Flachornamente

für den Schulzeichenunterricht gesammelt and geordnet

von

Prof. U. Schoop,

Lehrer des Zeichnens an den höheren Stadtschulen in Zürich.

24 Blätter 4° in Farbendruck. Preis: 8 Fr.

Die Grundsätze der Perspektive

im Dienste des Zeichnens nach der Natur.

Ein Leitfaden

für Lehrerseminarien, Kantonsschulen, Sekundarschulen etc.

Mit 31 Illustrationen.

Von

Prof. U. Schoop.

Preis: Fr. 2. 40.

Stellegesuch.

Eine im Seminar Zürich gebildete, patentirte Lehrerin sucht Stelle in einer Familie der französischen Schweiz oder in Frankreich oder auch an einer Schule. Erkundigungen bei Hrn. Waisenvater Schäublin in Basel.

Für Schulbehörden.

Eine junge, praktisch tätige Arbeitslehrerin, vom zürcherischen Erziehungsrate patentirt, sucht auf Mai 1. J. eine Stelle, in welcher sie genügendes Auskommen finden könnte. Gute Referenzen stehen zu Diensten. Frankirte Offerten unter Chiffre B. H. befördert d. Exped. d. Bl.

Offene Lehrerstelle.

Für eine Mittelklasse einer vierteiligen Primarschule in der Nähe von Bern wird auf die Dauer von zwei Jahren ein junger Vikar gesucht. Besoldung 800 Fr. samt Wohnung und 3 Klafter Holz.

Anmeldungen nimmt bis 20. März entgegen Herr Müller-Allemann im Weissenbühl bei Bern.

Vakante Reallehrerstellen.

An der *Knabenrealschule* der Stadt *St. Gallen* sind auf kommenden Monat Mai die Stellen zweier Hauptlehrer neu zu besetzen und zwar:

- 1) für Mathematik und Naturgeschichte;
- 2) für Deutsch, Französisch u. Englisch.

Der Gehalt beträgt 3000 Fr. mit Alterszulagen bis auf 3500 Fr. und Pensionsberechtigung bis auf 75% des Gehaltes. (H 936 G)

Anmeldungen sind bis zum 15. März an den Präsidenten des Schulrates, Herrn Bankdirektor *Saxer*, einzureichen.

St. Gallen, den 25. Februar 1887.

Die Kanzlei des Schulrates.

Offene Lehrerstelle.

Infolge Resignation wird hiemit die an der Oberschule Schwändi vakant gewordene Oberlehrerstelle zu Wiederbesetzung öffentlich ausgeschrieben.

Jahresgehalt 1500 Fr.

Allfällige Bewerber für diese Stelle haben sich unter Beilegung der benötigten Zeugnisse bis zum 12. dies beim Schulgemeindepäsidenten A. Knobel anzumelden.

Schulantritt den 2. Mai 1. J.

Schwändi, den 1. März 1887.

Der Schuratr.

Carl Kölla in Stäfa,

Schreibwarenhandlung,

empfiehlt bestens:

linierte Schreibhefte, Zeichenpapiere,

Schreib- und Zeichenmaterial

zu billigsten Preisen.

Muster zu Diensten.

Der heutigen Nummer der „Schweizerischen Lehrerzeitung“ liegt ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung Ls. Ehlermann in Dresden bei.

Zur Entgegennahme von Bestellungen empfiehlt sich

J. Hubers Buchhandlung in Frauenfeld.